

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 19.

Posen, den 24. Januar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keltstr. 5.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Mann Hauff.

8. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Gondola! Gondola!“

Der Ruf kam nicht vom Kai, sondern erklang dicht neben ihm. Es war seine Reisegefährtin, die halb ihn und halb Venedig anlachte. Sie lachte so glückerfüllt in die Welt, daß Bransen unwillkürlich mitlachen mußte. Sie blieb stehen, doch offenbar nicht seinetwegen, den sie gar nicht wiederzuerkennen schienen, sondern um das male-riische Bild zu betrachten. „Gondola! Gondola!“ kam es vom Kai, und sie wiederholte vergnügt, indem sie ihr Lachen unterbrach: „Gondola! Gondola!“ wie ein Echo. Sie war sehr lebendig, diese kleine Frau. Bransen betrachtete sie voll Neid. Nie hatte er so etwas Vergnügtes gesehen. Es tat ihm plötzlich leid, daß er so unhöflich zu ihr gewesen war. Warum war er nicht auf ihr Spiel eingegangen? Während er sich die heftigsten Vorwürfe machte, ging sie langsam an ihm vorbei. Wie schön wäre es gewesen, wenn er jetzt mit ihr sprechen könnte!

Sie blieb wieder stehen, als wenn sie auf jemand warte. Mit einem plötzlichen Entschluß stürzte er zu ihr hin und zog den Hut, ganz rot vor Verlegenheit. Es fielen ihm keine Worte ein, und sie musterte ihn sehr erstaunt und scheinbar überrascht.

„Verzeihung,“ stammelte er und stotterte fast. „Ich dachte — Sie haben so viele Koffer — daß ich Ihnen vielleicht behilflich sein kann!“

Sie lachte ganz laut auf. „Sie — wollen mir behilflich sein?“ antwortete sie endlich.

„Warum nicht?“ fragte er betroffen.

„Das ist komisch!“ Und sie lachte wieder. „Entschuldigen Sie, aber ich habe Sie für keinen Gentleman gehalten!“

„Oh, Sie sind mir böse, weil . . . Wollen Sie mir Ihr Gepäck nicht geben?“

„Nein, ich danke!“ erwiderte sie, und es machte ihr Vergnügen, sich revanchieren zu können. „Ich habe einen Gepäckträger bestellt. Sie brauchen sich nicht zu bemühen.“

In diesem Augenblick kam ihr der Mann schon nach, über und über mit Koffern beladen. Es war ganz unmöglich, daß er ihr all die Schachteln und Kofferchen, die sie mit sich trug, abnehmen konnte. Bransen gab die Hoffnung nicht auf. Er bettelte fast und bemerkte nicht, wie sich der Spieß gedreht hatte: „Erlauben Sie doch, daß ich Ihnen gefällig bin.“

Sie zuckte die Achseln. „Ich will ins Danieli und weiß nicht, welchen Weg Sie haben.“

Er lachte sie ganz glücklich an. „Das ist auch mein Weg. Ich habe vor, ins Danieli zu fahren.“ Er nahm an, daß „Danieli“ ein Hotel sei, und so hatte er Unterkunft und einen Menschen gefunden.

Die junge Dame gab ihm zögernd die Gepäckstücke, ohne zu danken, im Gegenteil, als wenn sie ihm einen Gefallen erweise; ihr Benehmen gegen ihn hatte sich

merkwürdig geändert. Sie ließ ihn auch mit dem Dienstmann voraus gehen, ganz so, wie wenn auch er nur ein Angestellter sei. Am Boot entlohnte sie den Träger; es fehlte nur noch, daß sie auch Bransen ein Trinkgeld angeboten hätte.

Bransen fühlte sich schon um vieles erleichtert, den ersten Anprall der fremden Welt hatte er überstanden. Er saß mit ihr am Bug des Motorbootes und versuchte, ein Gespräch in Gang zu bringen. Wie schwer war das jetzt, und wie leicht wäre es im Zuge gewesen!

Sie hörte indes nicht auf ihn, sondern blickte in den aufspritzenden Kanal, den der Riel in zwei Teile schnitt. Ihr Ernst wich einem unverhohlenen Entzücken. „Sehen Sie, wie wunderbar das alles ist! Ob die Paläste bewohnt sind? Wieviel Gondeln wohl unterwegs sind? Hören Sie, die Menschen singen alle! Ob es wahr ist, daß Desdemona hier gewohnt hat?“

Sie sprach nichts anderes und brach immer wieder in Ausrufe des Entzückens aus. Und Bransen bestätigte, daß Desdemona hier gewohnt habe und daß sehr viele Gondeln unterwegs seien.

Er hatte den Blick verloren. Er sah zwar die Konturen des Dogenpalastes, des Glockenturms, der Bleidächer, die sich vom blauschwarzen Himmel abhoben, er hörte den Schwall von Worten und Rufen, der vom Markusplatz kam, doch er nahm nichts mehr auf. In den Gondeln lagen Schieber und Betrunkene, Nichtstuer füllten die Straßen. Sein Urteil über diese märchenhafte Stadt änderte sich nicht. Überall spürte er den gleichen penetranten Geruch wie am Bahnhof.

Er half ihr aus dem Boot und ging mit ihr ins Hotel. Es waren für sie Zimmer reserviert worden — der Manager suchte ein Telegramm heraus und fragte sofort: „Frau von Janotta, Potsdam, nicht wahr?“ Bransen hatte Mühe, noch Unterkunft zu erhalten. Der Gast, nur mit Hut und Altemappe ausgerüstet, erschien einigermaßen verdächtig. Sie stand dabei, als er seine Personalien eintrug: Werner Holz aus Graz. Bransen lächelte in sich hinein und reichte ihr die Hand.

„Gute Nacht, Frau von Janotta!“

Sie sah ihn erstaunt an. „Sie kennen meinen Namen?“

„Der Manager ist nicht diskret genug gewesen,“ antwortete er und verneigte sich.

Da suchte sie seine Augen mit einem vollen Blick. „Gute Nacht, Herr Bransen,“ sagte sie und entfernte sich sehr schnell.

Als sie längst den Lift bestiegen hatte, startete Bransen noch in die Richtung, in der sie verschwunden war. Seine grauen Augen waren dunkel und düster geworden. Bransen sah ihr nach, aber sie kam nicht zurück. Hätte sie ihm auf den Kopf zugesagt, was er in Venedig plane, er wäre nicht erstaunter gewesen. Frau von Janotta, Potsdam, sieh mal an, am Ende war sie gar kein so harmloses Wesen? Sie hatte gesehen, daß er sich Werner Holz unterzeichnet hatte und erklärte ihm nun hiermit, daß sie sein Pseudonym durchschaue. Aber woher kannte sie ihn? Bransen war bleich, er mutmaßte, daß eine plötzliche Gefahr aufgetaucht sei.

Er hielt den Zimmerschlüssel in der Hand, entschloß sich aber erst nach einer ganzen Weile, die Halle zu verlassen. Er wanderte eine Stunde in seinem Zimmer umher, fand aber keine Erklärung. Er setzte sich aufs Bett und stand nach fünf Minuten wieder auf. Schließlich drehte er das Licht aus und war gewillt, zu schlafen. Er schlief sonderbarerweise sofort ein. Während dieser Stunden kehrte unmerklich seine Kraft zurück, und sein Mund, der anfänglich wie zu einer verzweifelten Frage geöffnet war, schloß sich und wurde hart und erbarmungslos.

Plötzlich, vier Uhr morgens, sprang er auf. Es war ihm etwas in den Sinn gekommen. Er telephonierte mit dem Portier. Erkundigte sich, ob vielleicht die Tänzerin Vester hier, in diesem Hause wohne? Nein, die Tänzerin Vester wohne nicht hier. Bransen dankte und legte sich wieder ins Bett, um sofort seinen Schlaf fortzusetzen.

Er stand um sieben Uhr auf, als neuer Mann. Der Schlaf hatte ihn so wunderbar gestärkt, daß er jedes Hindernis zu nehmen imstande war. Der Schlaf hatte seinem Haß und seiner Verachtung einen Rückhalt gegeben, aber statt der Erregung, die ihn hierher geheißt hatte, beherrschte ihn nun ein eisig klarer, primitiver und bedeutender Gedanke.

Abermals telephonierte er mit dem Portier. Er gab Anweisung, in den großen Hotels anzurufen und die Adresse der Tänzerin ausfindig zu machen. Nach zehn Minuten läutete der Portier bei ihm an. „Excelsiorhotel, Vido.“

Bransen ging in den Frühstücksraum und nahm eine ganze Mahlzeit ein. Zwischen Toast und Aprikosen baute er sich so etwas wie einen Plan zurecht, der zum Ziel hatte, nach der Tat unbemerkt zu verschwinden. Da aber fiel ihm Frau von Janotta wieder ein. Sie beunruhigte ihn nicht mehr, denn er fühlte sich stärker als sein Schicksal. Doch er blickte zur Tür auf, wenn sie geöffnet wurde. Vielleicht schlief sie noch. Er wartete eine Stunde, jedoch sie kam nicht. Endlich entschloß er sich, sie in ihrem Zimmer anzurufen. Der Telephonbeamte schüttelte den Kopf. Frau von Janotta hatte das Hotel schon verlassen.

Bransen lief in sein Zimmer und betrachtete das Buch, in dem er gestern während der Fahrt gelesen hatte. Auf dem Deckel stand in Blauschrift sein Name. Er betrachtete das Rätsel als gelöst. Um neun Uhr fuhr er zum Vido. Er handelte jetzt ohne Ueberlegung; denn überlegt war bereits alles, und es war gerade so, als wenn er nun den Auftrag eines andern ausführte. Bransen sah mit äußerster Ruhe der Zukunft entgegen.

Mit klarem Kopf betrat er die Insel. Das Stückchen Land brannte unter dem grellblauen Himmel und feierte ein glanzvolles, ununterbrochenes, heißes Fest, zu dem die Stimme der Jahrhunderte sang. Das Meer — Bransen sah es nicht, doch seine Ohren spürten es — donnerte; aus der Ferne erklang ein starkes, anschwellendes Getöse, als würden Tausende von Schildern aneinandergestoßen. Und es schien, als wenn auch die Sonne unter furchtbarem Brausen herniederstrahlte, mit einer nackten, brutalen Kraft, die den Sand erbeben ließ.

Bransen, ruhig, gelassen, marschierte über die bunte Hotelstraße. Aus allen Türen eilten Menschen mit den fröhlichsten Gesichtern von der Welt und eilten dem Meer entgegen. Paläste und Gasthäuser billiger Art öffneten sich und sandten neue Menschen in die Kette. Ueber hölzerne Stiegen und Marmortreppen schritten sie und lachten alle. Sie liefen in losen Kitteln, flatternden Tüchern, bunten Dominos, weißen Gewändern. An den Ecken aber war ein furchtbares Geschrei: „Celati!“ Bransen fragte nach dem „Excelsior“, und man zeigte ihm die Richtung. Er stand plötzlich dem Meer gegenüber, sah aber nur kleine Ausschnitte, wie sie zwischen den Bäumen hervorschimmerten. Hinter den Bäumen lodhte und brandete es wie in einem Herzen-

essel. Manchmal wurde sein Blick weiter, dann stürzten sich weiße, aufschäumende Wellen gegen den gelben Strand, und am Horizont standen goldleuchtende Segel. Er wunderte sich, wie lang der Weg, das Meer und der Strand seien; eine ganze Zeit sah er nichts anderes als die weithingestreckte Rabanen-Stadt und bunte, hüpfende Punkte im Wasser. Endlich tauchten am Ende des Weges große byzantische Kuppeln und maurisch geschnittene Fensterbögen auf; ein sonderbares Schloß, wie aus einem orientalischen Märchen, wuchs vor seinen Augen aus der Erde. Die Luft stimmerte, und das Bild erschien wie eine Fata Morgana.

Bransen ging durch die Halle und sah mit einem Blick, daß Vester nicht anwesend war. Es fiel ihm ein, daß er sich bemühen müsse, so wenig wie möglich aufzufallen. Er setzte sich abseits, aber so, daß er durch einen Säulengang hindurch die Treppe und die Aufzüge im Auge hatte. Er sah nach einer Weile auf die Uhr und dachte plötzlich, daß Vester vielleicht schon wieder abgereist sei. Er verließ sofort seinen Platz und wandte sich an den Portier.

„Nein, die Herrschaften beabsichtigen, vier Wochen hier zu bleiben.“

Die Herrschaften! Bransen biß die Zähne aufeinander.

Er fragte: „Hat Frau Vester das Hotel schon verlassen?“

„Nein; die gnädige Frau befindet sich noch im Hause.“

In demselben Augenblick wurde die Tür eines Lifts geöffnet, und Bransen hatte das bestimmte, untrügliche Gefühl, daß Vester kam, ohne daß er sie sehen konnte. Er eilte den Säulengang zurück.

Es war Vester, und plötzlich brannte seine Stirn, und er wurde sich mit einem Male in aller Deutlichkeit dessen bewußt, was sein Gehirn plante. Er wäre fast aufgesprungen und auf sie zugelaufen, um sie vor sich selbst zu warnen, und konnte sich kaum bezwingen.

Da ging Vester, gehüllt in ein weißes, bunt besticktes Cape, und sah weder links noch rechts. Ihr wiegender Gang machte sie so schön, daß Bransen sie mit gerührten, begeisterten, unendlich verliebten Blicken verfolgte. Es war in diesem Augenblick vergessen, daß dies Geschöpf nicht mehr sein Eigentum war. Sie war so schön, daß er fast weinte.

Vester ging in das Vestibül und ließ sich von dem Portier einige Briefe aushändigen. Der Portier sagte ihr etwas, und darauf wandte sie sich um und ließ ihren Blick durch die Halle schweifen. Vermutlich hatte ihr der Mann gesagt, daß ein Herr nach ihr gefragt habe. Vester ging denselben Weg zurück und ließ sich, nicht weit von ihm, in einen Sessel fallen. Während sie ihre Briefe las, ging in ihm ein sonderbarer Prozeß vor: er dachte jetzt da weiter, wo er vor ein paar Tagen aufgehört hatte zu denken. Vester hatte ihm ein Ultimatum gestellt, und darauf hatte er noch nicht geantwortet. Vielleicht brauchte er nur ein paar Worte an sie zu richten und ihr die Hand zu reichen, um sie wieder zu gewinnen. Er sah auch bereits, wie er sich erhob und zu ihr hinlief, er sah ihr erstauntes Auge und fühlte ihren Händedruck, in Wirklichkeit aber sah er noch immer hinter den Säulen und starrte sie an.

Als er sich, hingerissen, entschlossen hatte, mit ihr zu sprechen, war es zu spät: ein Lift brachte einen ganz in Weiß gekleideten Herrn, vor dem sich die Dienerschaft wie vor einem Gözen verneigte. Der Herr in Weiß glänzte vor Heiterkeit und eilte auf Vester zu. Sie lachten einander an, nachdem er einen äußerst genussreichen, eiteln Kuß auf ihre Hand gedrückt hatte.

Bransens Blick wurde wieder düster, und seine sentimentalischen Erwägungen waren wie weggeblasen. Seine Schläfen schwellen vor Wut an, als er dies Bild sah und es mit seinen Hoffnungen verglich. Allein in seinen Augen blieb ein Rest von Sinnen, von Melan-

Holle; er hatte die klugen, ungestümen Augen eines Gorillas, wie er die beiden betrachtete. Ab und zu drang ein Wort zu ihm hinüber; dies Wort war immer das gleiche und hieß „Liane“. Nester sprach von einer Frau, die Liane hieß. Er rührte sich nicht, als wäre er in seinem Sessel erstarrt; auch als die beiden fortgingen und auf der Terrasse verschwanden, blieb er in seiner Erstarrung sitzen. Er nickte schwer mit dem Kopf und verstand, daß Nester die Antwort auf ihr Ultimatum nicht mehr erwartete. Es war alles längst entschieden.

Bransen verbrachte den ganzen Tag in heftiger Unruhe und Ungewißheit zwischen den Säulen der Halle. Erst spät am Abend kam Nester mit dem Baron zurück. Beide betraten den Lift.

Die Halle, die tagsüber wie ausgestorben war, begann sich zu beleben. Jeder Fahrstuhl brachte eine ganze Ladung eleganter Frauen und kostbarer junger Männer, die in den Speisesaal strömten. Zeitungen aus aller Welt knisterten. Boys gingen lautlos umher.

(Fortsetzung folgt.)

Friedel Köhne.

Die Vögel hungern!

Mein Sommergarten ist nun leer,
Die roten Rosen blüh'n nicht mehr.
Es weht von Nord. Frostgeige klirrt,
Und Nebel hat das Land verwirrt:

Um schlante Birken weht er breit
Ein seltsam graues Seidenkleid.
Schmal macht er meinen weiten Berg,
Die Riesentanne wird zum Zwerg.

Der Abend trinkt das letzte Licht
Aus meines Gartens Angesicht.
Ein Flattern kreist — anstoll ein Ruf:
— Weh, daß Natur den Winter schuf!

Du, Mensch, bist stark, bist frei und klug,
Hast Waffen, hast der Wehr genug.
Wenn Frost und Hunger dich umstellt,
Du lebst in selbsterschaffener Welt.

Wir sind, was sich Natur erschuf:
Hilfloses Spielzeug! — Hör den Ruf:
Daß uns den Tanz ums liebe Licht,
Vergiß des Sommers Sängers nicht!

„Kino“-sien.

Von Lil Picard.

Die Eingeborenen von „Kino“-sien. . . Wie, Sie kennen „Kino“-sien nicht? „Kino“-sien, das Land der absolut schönsten Männer und Frauen? Gut, ich werde Ihnen erzählen von meiner Entdeckungsreise in ein Land, dessen Wirklichkeit unserer Phantasie entspringt.

Die Eingeborenen von „Kino“-sien leben alle in den glänzenden Verhältnissen. Sie leben in großen, weißen Villen, die mitten in riesige Parks idyllisch hineingestellt sind. Vor den Parks stehen immer langgestreckte, ungarbar vornehme Autos. Alle Eingeborenen besitzen solch herrliche Privatautos. Trotzdem sind die Straßen im „Kino“-sien immer ganz sauber und leer und nicht erfüllt von langen Autoreihen wie bei uns, wo doch nicht jeder ein eigenes sehr langes Auto hat. Die Autos der „Kino“-sien haben aber auch eine besondere Eigenschaft. Sie fahren nur „vor“ oder „ab“, je nach Gebrauch oder sie stehen wartend vor den Gittern. Wohin sie, wenn sie abfahren, geraten, das weiß kein Mensch.

Wenn wir in „Kino“-sien umherreisen, sehen wir (erstlich vor Perspektiven) zu, wie die „Kino“-sien in ihre Villen verschwinden, wenn sie aus den Autos herauskommen. Sie leben in großen, meist gefärbten oder mit Brokatteppeten ausgelegten Räumen, die übersprudeln von Innenarchitektur, denn die Innenarchitektur ist „Kino“-sien's Natur. Ueberall stehen chinesische Vasen überlebensgroß in den Hallen, wo es außerdem wunderbare Ramine und sehr viele Stehlampen gibt. Und dann sieht man auf riesige Freitreppen hinauf oder hinunter. Es gähnt von Freitreppen in den Häusern der „Kino“-sien und die Eingeborenen wandeln sie auf und ab mit viel Feierlichkeit oder in großer Eile. Diese Beschäftigung unterbrechen sie nur, um zu telefonieren, oder um Depeschen und Briefe von Bogen zu empfangen und, kaum gelesen, wegzuworfen. Sie gehen dann meist nachdenklich vom Ramin zur Freitreppe, oder von der Freitreppe zur Stehlampe und zünden

Zigaretten an und tupfen Zigaretten ab, um, wenn sie müde sind, an einem großen Schreibtisch in Träumerei zu versinken.

Die Nationaltracht der „Kino“-sien ist der Frack. Im Schnitt dieser Nationaltracht zeigen sich leichte, dem gelbten Auge immerhin erkennbare Nuancen bei den zwei großen Kasten, aus denen sich die Bevölkerung von „Kino“-sien zusammensetzt: Prominente und Komparfen. Das weibliche Geschlecht ist immer blendend schön, es besitzt ohne Ausnahme fabelhaft in Herzform geschminkte Lippen, die den Gesichtern der „Kino“-sien Frauen jenen dämonischen Reiz verleihen, der Männer jeder Altersklasse und jedes Standes anzieht. Nur die Haarfarbe, die entweder hellflimmernd in der Sonne, oder dunkel-glatt-glänzend ist, unterscheidet die Charaktere der „Kino“-sien. Ist solch eine Frau lieblich, zart, ichen, mimosenhaft, so kann man darauf schwören, daß ihr Haar flimmernd hell ist; ist sie aber von tragischer, schwermütiger oder rassistischer und leidenschaftlicher Art, so ist ihr Haar bestimmt dunkel-glatt-glänzend. Selbstverständlich gibt es unter den „Kino“-sien Frauen auch berufstätige Frauen; sie scheinen sich aber, wenn sie keine „Stars“ sind, nur zwei Arten von Berufen zuzuwenden: sie werden entweder Zimmermädchen oder arbeitslose Kokotten. Natürlich haben auch sie alle einen herzfüßig geschwungenen Mund. Alle anderen Bewohner von „Kino“-sien sieht man nie deutlich, sie verschwinden in der Perspektive wie im Nebel.

Das Liebesleben, das ich bei meinen Besuchen in diesem von so viel Naivität begnadeten Land beobachten konnte, schien mir auf den ersten Blick sehr kompliziert zu sein. Diese Kompliziertheit aber hat etwas so Schickliches, daß wir alle die Aeußerung der Liebesgefühle der „Kino“-sien restlos verstehen und gutheißen.

So leben die Eingeborenen in ihren wunderbaren Villen, auf ihren Freitreppen, mitten zwischen den mannshohen Vasen, und sollten sie manchmal in eine Hütte verschlagen werden, so ist die Kleinheit dieser Hütte wahrhaft gigantisch, wie die „Kino“-sien es brauchen. Die Sprache des Volkes ist die Geste. Manchmal, bei bedeutenden Anlässen, reicht sie nicht aus, dann stammeln die „Kino“-sien in „Zwischentiteln“. Obwohl „Kino“-sien ein von Glücksgütern gesegnetes Land ist, fällt eines dem Fremdling auf: die große Kinderlosigkeit. Kaum das Einliniensystem scheint in „Kino“-sien Beachtung zu finden. Ab und zu, wenn es gar nicht anders zu umgehen ist, findet man in den großartigen Villen ein Baby; dies ist dann meist ein gepflegtes, bildschönes Engeldchen, welches ein paradiesisches Dasein in einem Spielwarenladen führt. Für Schoßhunde allerdings haben die „Kino“-sien Frauen bedeutend mehr mütterliches Gefühl übrig. Von ihnen wimmelt es in all der Innenarchitektur, zu der ja Schoßhunde auch gehören.

Was aber das Leben der „Kino“-sien am meisten von demjenigen aller anderen Wesen unterscheidet, ist die ständige Musikbegleitung. Unmittelbar vor allen großen Entscheidungen und bedeutenden Wendungen setzt Harmoniegebrauch ein; infolgedessen haben es die „Kino“-sien verhältnismäßig leicht, sich einer kritischen Situation gegenüber, dieser würdig zu zeigen. Bei meinen Forschungsreisen in „Kino“-sien war es gerade dies, worum ich die Eingeborenen am meisten beneidete.

Und fast Tag für Tag und Abend für Abend zieht es uns Erdenmenschen in das „Kino“-sien Land, wo wir gespannt erstarren, amüsiert und oft, ach wie oft, in Längeweile erstarren unserer zum Leben erwachten Phantasie zusehen — im Lande der „unbegrenzten Möglichkeiten“, wo uns immer wieder und bis zur Besinnungslosigkeit gleichartig ein Leben vorgeführt wird, dessen einzige Harmonie das Harmonium ist; denn dessen Klänge wirken angenehm lähmend auf unsere kritischen Gehirnfunktionen.

Die Vollendung der Liebe.

Von Bernhard Sieber.

Vor Gericht steht eine Frau, deren erstes und entscheidendes Kennzeichen die Entschlossenheit ist. Keine verträumte Seele, sondern ein ganzes Weib, voll unbenutzter Lebendigkeit. Das Gesicht von einnehmenden, regelmäßigen, gemessenen Formen, in lässlich-gesunde Frische getaucht — angenehm ohne Lieblichkeit. Mehr provinziell als großstädtisch, wenn man unter dem Provinziellen weniger das Enge als das Schöne und Gesättigte versteht. Ein furioses Temperament, geladen mit süßlich anmutender Leidenschaft, doch eingebettet in Menschenverstand, Weltweisheit und Sachlichkeit. Man rühmt ihr, die sich als Detektivin betätigte, große berufliche Erfolge nach. Allem Anschein nach ist sie von der Klasse jener Frauen, wie Stendhal, der Vater des Energiekults, sie liebte.

Es paßt zu ihrer leidenschaftlichen Natur, der das Natürliche und das Vernünftige eins war, daß Ellen G. ihren ersten Gatten, einen ehrsamem Studienrat, in Ruhe und Güte verließ, kurz nachdem ein bildschöner Grenzschuhoffizier ihren Weg gekreuzt hatte. Ihre Liebe zu Hauptmann G. entstand und entlud sich mit der Möglichkeit eines Gewitters. Berechtigte Warnungen schlug sie in den Wind. Ihre Leidenschaftlichkeit schwemmt alles hinweg, was an bürgerlicher Ueberlegung vorhanden war. Sie brauchte einen Mann, der ihr, auf eine geheimnisvolle Weise, verwandt und ebenbürtig war. Daß der Hauptmann ein Kaufbold und Säufler war, darüber sah sie hinweg. Sie hatte tiefer in das halbverschüttete Wesen des Geliebten geschaut. Er war großmütig und zärtlich, ein Mann des Lebens. Man hörte sein Blut rauschen. Was er sonst war, sah sie nicht an. Ihre Weltweisheit bestand darin, sich nicht an die Geflogenheiten der Welt zu kehren; ihr Menschenverstand in dem Vermögen, das innerlich Erlebte ganz zu vergessen und von sich abzutun; ihre Sachlichkeit in der unsentimentalen, kühlen

Art, mit der sie die Scheidung als etwas Selbstverständliches betrieb.

Sie liebte den Hauptmann Jahre hindurch. Auch als die Schleier fielen, als sein Säufertum, seine Noheit, seine Wildheit sich ins Maßlose steigerten, liebte sie ihn noch, liebte sie ihn nur noch mehr. Vielleicht sah sie in seiner Fessellosigkeit die männliche Urkraft. Sie ließ zu, daß er mit Eisenstößen auf sie einschlug, mit bronzenen Gefäßen nach ihr warf. Sie fuhr fort, ihn zu vergöttern, küßte die Hände, die sich an ihr vergriffen hatten. Je unberechenbarer sich ihr Gatte gab, desto interessanter wurde er ihr. Er war der personifizierte Wechsel. Er war immer ein anderer. Ein Geheimnis war um ihn. Jedesmal, wenn er in die alte Färllichkeit zurückfiel und sein verführerisches Wesen walten ließ, geriet sie wieder in seinen Bann. Sie hätte genug Scheidungsgründe gehabt. Doch sie war zu robust und zu weiblich zugleich, als daß die Schläge ihres Gatten ihre Liebe zu ihm hätten erkalten lassen. Sie dachte diesmal nicht an Scheidung, wies den Gedanken weit von sich. Das Band war zu eng, ihre Ehe, zum täglichen Erlebnis geworden, nicht langweilig genug.

Sie liebte ihren Mann, vielleicht entgegen den Einflüsterungen des Selbsterhaltungstriebes und der Natur, bis zum letzten Augenblick. Ja, sie liebte ihn noch, als sie glaubte, sich vor ihm schützen zu müssen und ihn niederschlag. Ihr Schutz war nur die letzte aller eroischen Gebärden, zwiespältig wie jede erotische Gebärde, die Liebe mit dem Tod vermählend. Er war die absurde Vollendung und Vernichtung ihrer Liebe — also dasjenige, was die Natur für das Ende und die Scheidung zu erfinden beliebt, wenn diese notwendig geworden ist, ohne daß die Leidenschaft gekühlt, die Liebe erkalte wäre. Die Notwehr, an der kein Zweifel besteht, war dabei nur ein Umweg der Natur.

Wenn man also die Seele dieser Frau ganz verstehen will, darf man nicht bei ihr verweilen, wie sie schloß, sondern man muß sie betrachten, wie sie sich weinend über ihren Gatten hinwarf, der, zu Tode getroffen, seinen Kopf in ihren Schoß legte, sie verstand und ihr verzieh.

Ihre zweite Ehe mußte genau so endigen wie sie begonnen hatte: als ein Gewitter des Irrationalen. Und daß sie den verhängnisvollen Schutz in der Notwehr abgab, war weniger ein Glück für sie als für die Geschworenen, die damit der Pflicht enthoben waren, mit der Vernunft ein Urteil über das Leben zu sprechen.

Dichtung als Beruf.

Auf den Radiowellen kam dieser Tage von ferner Station der Vortrag eines bekannten Schriftstellers, Sigfrid Siwerk, zu uns, der sich über das auch bei uns oft angeregte und viel erörterte Thema: Ist Schriftstellerei an sich ein Beruf oder soll sie nur im Nebenberuf ausgeübt werden? aussprach.

Leonardo da Vinci, der sich ja auch als Schriftsteller betätigt hat, äußert einmal: „Im Konzipieren war ich ein Herr, im Ausführen ein Sklave.“ Die Ausführung der Ideen ist natürlich etwas Sklavenhaftes, hat doch der Dichter John Gabriel Oxenstierna einmal das „Sitzen“ als die höchste Tugend des Schriftstellers bezeichnet, während kein geringerer als Ibsen von der „rätselfollen Seligkeit der Ausformung“ spricht.

Siwerk malt aus, wie der Schriftsteller an seinem Schreibtisch sitzt, mit der einen Hand das Haar zerwühlend, mit der andern den Federhalter umklammernd. Das erste Wort ist das schwerste niederzuschreiben, denn der Schriftsteller hat nicht wie der Musiker, der Maler, der Bildhauer, ein bestimmtes Material, auf das er sich stützen kann, er hat nur die weichen, weichen Blätter und die schwarze Tinte. Aus diesem Material an sich läßt sich nichts machen. Alles, was entstehen soll, muß der Dichter hinzutun. Wenn er leben will, muß er den weichen Bogen füllen (sofern er Berufsschriftsteller ist). Es heißt also den Widerstand der Hand und den ständigen Einspruch der Selbstkritik überwinden. Nach einem Ausspruch des Philosophen Henri Bergson ist das Leben Erfindung; dieses Wort trifft auf den Schriftsteller vollkommen zu. Doch er kann nichts aus dem Nichts erfinden und schaffen. Wäre der Augenblick nicht trüchlig von der Vergangenheit, von der Geschichte, so wäre er leer und auch der größte Künstler könnte ihm nichts abgewinnen.

Nach Siwerk' Meinung sind alle Romane, die den Namen Roman verdienen, Schlüsselromane. Eine breite Erzählung von reinen Phantasiegestalten — wenn man dieses Gedankenexperiment wagen sollte — würde so lustig, daß sie zwischen den Händen zerfallen würde. Meist muß der Schriftsteller also rückwärtslos seine Mitmenschen ausnutzen, um sein Werk zu schaffen.

Eine große Schwierigkeit ist es für den Dichter, seinen Figuren die richtigen Namen zu geben, denn reine Phantasienamen klingen meist irgendwie unnatürlich und unecht. Nimmt man aber einen im wirklichen Leben vorkommenden Namen, so ist man heftigen Angriffen der Menschen ausgesetzt, die zufällig diesen Namen tragen. Auch bei den abartesten Zusammenstellungen ist man nie sicher, daß nicht irgendwo in der Welt ein aufgeregter Herr lebt, der diesen Namen trägt, und sich dagegen verwahrt, in einem Roman auf irgend eine Weise unsterblich gemacht zu werden.

Niemand, der nur etwas von der Schriftstellerei versteht, wird leugnen, daß eine wirkliche große Arbeit hinter einem Buche steht, ehe es fertig der Bibliothek eingefügt wird; kann man im Ernst verlangen, daß diese große, umfangreiche Arbeit von einem Manne geleistet wird, der in einem anderen Beruf seinen Unterhalt verdient? Verlangt man diese Berufsteilung etwa von einem Maler, dem Musiker, dem Bildhauer? Und doch lebt gerade der Dichter in

iner Phantasiewelt mit Gestalten eigener Erfindung, die es ihm besonders schwer macht, sich in das Leben der Wirklichkeit hineinzufinden. Wird doch von Balzac erzählt, daß er, als er auf dem Totenbette lag, nach einem Arzt verlangte, der gar nicht existierte, außer in Balzacs Büchern. Wenn ein Dichter so weit ist, ist er reif für die Unsterblichkeit. Daß ein Mensch dieser Veranlagung aber gerade bestimmt sein sollte, in einem praktischen Beruf Tüchtiges zu leisten, ist kaum anzunehmen.

Der Arzt und die Zigarren.

Ein Patient wurde von einem Arzt gefragt, wie viel Zigarren er täglich rauche. Er antwortete wahrheitsgemäß: sechs. „Sie dürfen höchstens drei rauchen,“ verordnete darauf der Arzt. Der unglückliche Patient wandte sich nunmehr an einen anderen Arzt, der ihn ebenfalls fragte, wie viel Zigarren er täglich rauche. „Zwölf,“ log der Patient. „Dann dürfen Sie höchstens sechs rauchen!“ erwiderte der Arzt, und tief befriedigt ging der Patient nach Hause.

„Also, mein Lieber, Sie leiden an nervöser Magenverkrümmung. Ich habe Ihnen hier eine genaue Diät aufgeschrieben, und dann merken Sie sich: „Kein Alkohol und drei leichte Zigarren täglich, je eine morgens, mittags und abends, aber auf keinen Fall mehr. In vier Tagen kommen Sie wieder heran!“ Vier Tage später. „Nun, mein Lieber, wie fühlen Sie sich jetzt?“ „Schon etwas besser, Herr Doktor; bloß könnten Sie mir nicht die drei Zigarren täglich erlassen? Mir wird jedesmal so übel, ich bin nämlich Nichtraucher!“

Ein unternehmender Zigarrenhändler sandte einem bekannten Arzt eine Kiste Zigarren, die dieser nicht bestellt hatte, legte dazu eine Rechnung über 25 Mark und schrieb einen Brief: „Ich habe mir erlaubt, Ihnen die Zigarren zu senden, da ich überzeugt bin, daß Sie ihren ausgezeichneten Geschmack zu würdigen wissen.“ Worauf der Arzt postwendend erwiderte: „Sie haben mich zwar nicht konsultiert, aber ich erlaube mir, Ihnen fünf Rezepte zu schicken, da ich überzeugt bin, daß Sie mit diesen ebenso zufrieden sein werden, wie ich mit Ihren Zigarren. Da meine Rechnung für jedes Rezept 5 Reichsmark beträgt, so sind wir einander nichts mehr schuldig.“

Der neueste Tanz.

Lama-Blues.

Ein bekannter indischer Tänzer, der aus persönlichem Interesse die Tänze der Lamapriester in einem tibetanischen Kloster studierte, hat soeben einen neuen Gesellschaftstanz erfunden, den er als Lama-Blues bezeichnet. Es ist eine Verbindung der Pas des Blues mit den langsamen Bewegungen des Tango. Den Hauptschritt aber stellt eine halbkreisförmige Tanzfigur dar, die abwechselnd von beiden Partnern ausgeführt wird.

Dabei ruht z. B. das Gewicht des Körpers auf dem rechten Fuß, während der linke Fuß, in grazioser Weise einen Halbkreis bis direkt hinter dem rechten beschreift. Darauf kommt das Körpergewicht auf den linken Fuß und der rechte schwingt in der gleichen Halbkreisbewegung zurück.

Dazwischen wird, um den Rhythmus zu heben, ein Charleston-Step gemacht.

Die Schwierigkeit der Einführung dieses Tanzes liegt in der kreisförmigen Fußbewegung, die in einem gefüllten Tanzsaal nicht leicht sein wird.

Nun müssen nach den amerikanischen Niggern auch die tibetanischen Maskentänze der Lamapriester in den modernen Tanzsaal. Die Welt wird immer toller.

Fröhliche Ecke.

Er informiert sich. Kaufebums ging eines Tages in einen Zigarrenladen und bat um die Erlaubnis, den Fernsprecher benutzen zu dürfen.

Dann tätigte er folgenden Gespräch: „Bitte Zentum 1008. Ist dort Knöderich und Co.? Herr Knöderich, ich höre, daß Sie einen Laufjungen suchen. . . Sie haben schon einen Jungen? . . . Sind Sie denn mit ihm zufrieden? — Na, na, dann ist es gut. Danke bestens. Guten Tag!“

„Sucht du eine Stellung als Laufjunge?“ fragte der Zigarrengeschäftsinhaber. „Hier ist gerade eine Stelle frei.“

„Nein, danke,“ sagte Kaufebums, „ich arbeite ja bei Knöderich, aber ich wollte mal rauskriegen, ob ich bei ihm Chancen für eine Lohnerhöhung habe.“

Der Kritiker. Der Kunstschriftsteller Huber will den Doktor Eisenbahn anrufen, den Herausgeber des „Literarischen Salons“, den bekannten gefürchteten Kritiker. Aber am Telephon meldet sich Frau Dr. Eisenbahn. „Verzeihen Sie, gnädige Frau. Ich wollte nur anfragen, ob ich Ihren Herrn Gemahl morgen vormittag aufsuchen kann.“ — „Nein, morgen geht es nicht — da verreist mein Mann.“ — „Ah, er verreist! Wen denn?“

Nachlässig. „Mensch, wozu nehmen Sie bei dieser Abstimung Kälte Stübchen im Freien?“ — „Ich hab' n Wandwurm, und das Viecht soll sich den Tod holen!“